

Berliner Tageblatt



und Handels-Zeitung.

Sie unterliegt eingetragene Postämter
sind die Postämter keine Verantwortlichen.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Stad- und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Der Aufmarsch im Baugewerbe.

Auf die Dresdener Beschlüsse des Deutschen Arbeitgeberbundes für das Baugewerbe haben gestern die Organisationen der Arbeiter die Antwort erteilt. Sie fiel, wie nicht anders erwartet werden konnte, abfällig aus. In dieser Beziehung machte auch die politische Stellung der einzelnen Verbände keinen Unterschied. Der Verbandstag der christlichen Bauarbeiter hat eine Resolution angenommen, die sich mit den Beschlüssen des Verbandstages der Zimmerer und Baubehilfsarbeiter sowie des Verbandstages der Zimmerer im wesentlichen deckt. Den Resolutionen der Arbeitnehmerorganisationen ist zum mindesten das eine gemeinsam, daß sie sich zwar zu schiedlich-friedlichen Verhandlungen mit den Unternehmerorganisationen bereit erklären, aber das Vertragsmuster des Arbeitgeberbundes verwerfen. Auch freudigen sie sich ziemlich übereinstimmend gegen den zentralen Einfluß der Tarifverträge, gegen die allgemeine Festlegung von Durchschnitts- oder Staffeltarifen sowie gegen die Befugnisse der Arbeitgeber betreffend der Arbeitszeit und des Arbeitsnachweises aus. Die Arbeiter im Baugewerbe sind einzig darüber davor man sich nicht täuschen. Der Führer der christlichen Bauarbeiter Wiederberg sagte gestern nachdem er die Resolution begründet hatte: „In dieser Stunde lassen die anderen Verbände die besten Beschlüsse wie wir. Wollen die Herren den Kampf, gut, wir sind bereit.“

Diese Einigkeit der Bauarbeiter ist für die letzte Bewegung charakteristisch; nicht minder auch die allgemeine Kampfbereitschaft, die auch nur persönliche Opfer nicht zurückscheut. Es ist ein sterner, aber lehrreicher Zug dieses Aufmarsches der Bauarbeiter, daß die Beamten der Arbeiterorganisationen allgemein ihr Oberes zu dem bevorstehenden Kampfe beitragen wollen. Bei den Maurern und Hilfsbauarbeitern beruht die Beamtenschaft für die ersten 14 Tage auf ihr Gehalt und zahlen für die weitere Dauer des Kampfes 25 pSt. ihres Gehalts als Streikbeitrag. Bei den Zimmerern haben die Angestellten des Verbandes beifolgende, die Hälfte ihres Gehalts an die Verbandskasse zurückzugeben, und bei den christlichen Bauarbeitern wollen die Beamten von ihrem Gehalt 75 bis 100 Mark im Monat in die Streikkasse einbringen.

Diesem recht erheblichen Opfer der Beamten entsprechen die nicht weniger erheblichen Opfer der Verbandsmitglieder. Nur die Unterstützungsstellen nicht zu schwächen, soll für die ersten 14 Tage des Kampfes überhaupt keine Unterstützung gezahlt werden. Die Verbandsmittelglieder, die während der Lohnbewegung arbeiten, sollen neben ihren regelmäßigen Beiträgen für den Verband noch einen Streikbeitrag bis zu einer Mark für den Tag leisten. Das bedeutet insgesamt einen Beitrag von 10 bis 20 Prozent des gesamten Lohns. Und das ist höchst wahrscheinlich auch von der überwiegenden Mehrheit der betroffenen Mitglieder entsprechen werden dürfte. Das Solidaritätsbewußtsein ist den organisierten Arbeitern bei uns derart im Fleisch und Blut übergegangen, daß sie die Tragung dieser Kosten einfach als eine Pflicht ansehen, der sich niemand entziehen darf. Durch solche Maßnahmen würde aber ein Lohnkampf erheblich in die Länge gezogen werden. Von einem Zusammenbruch der Arbeitnehmer etwa in Monatsfrist könnte gar keine Rede

sein, da ja die Unterstützungen überhaupt erst in der dritten Woche anfangen und die Streikbeiträge der arbeitenden Verbandsmitglieder die Kassen immer wieder füllen helfen. Auch muß bei dem bevorstehenden Kampfe beachtet werden, daß es sich völlig im Zeichen der Abstinenz abspielen dürfte, da es den Mitgliedern zur Pflicht gemacht wird, während der ganzen Lohnbewegung keine alkoholischen Getränke zu sich zu nehmen.

So wenig es uns angebracht erscheint, die Forderungen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf ihre Gleichgültigkeit zu prüfen, da es in der Natur der Sache liegt, daß sich in der Theorie die beiderseitigen Ansprüchen überhaupt nicht miteinander vereinigen lassen, so notwendig erscheint es uns doch, bei dieser Gelegenheit den Grundgedanken der Gleichberechtigung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern zu betonen. Der Gedanke des Tarifvertrages ist überhaupt nur unter dem Gesichtspunkt der Gleichberechtigung durchführbar. Es war vielleicht unvermeidlich, daß die Unternehmer zunächst einmal die Grundzüge nach denen sie die neuen Tarifverträge abschließen wollten, festlegten; es war nicht minder unvermeidlich, daß auch die Arbeiter darauf ihre Antwort gaben. Nun aber muß erst die eigentliche Arbeit beginnen, nämlich die gemeinsame Beratung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zur Verberührung eines neuen Tarifvertrages. Daran, daß die Organisation der Arbeitgeber diejenige der Arbeitnehmer unterliegen könnte, ist ja doch nicht zu denken; und umgekehrt auch nicht. Deshalb bleibt gar nichts anderes übrig, als daß man auf der Grundlage der Gleichberechtigung die beiderseitigen Organisationen miteinander in Verbindung treten. Somit tritt eben der Kriegszustand mit seinen verhängnisvollen Wirkungen ein, bei dem schließlich beide Teile — mag der Ausgang sein, wie er will — die Fische bezahlen müssen, und wiederum die ganze wirtschaftliche Lage geschädigt werden muß.

In sich ist es nun ganz gewiß besser, wenn beide Teile sich selbst ohne Eingreifen eines Dritten verständigen könnten. Aber da wir nicht in der Anarchie leben, sondern in einem Staat, der seine soziale Aufgabe immer so hochhändig in den Vordergrund stellt, so mußte es allerdings eigenartig berühren, wenn sowohl die Regierung im Reich wie die Regierung in Preußen mit der bestmöglichen Gleichgültigkeit die Dinge auf dem Baunarkt gehen und geschehen lassen wollten. Hier würde sich der Mangel anderer heutzutageiger Regierungsmethoden, die fast nur eine Verkünderung der leitenden Parteien an der Bureaukratie und nur im seltenen Ausnahmefall aus dem praktischen Leben selbst, dem doch mit bescheidenem Deutlichkeit zeigen. In England hat der Handelsminister Buxton sich gleichmäßig dem drohenden Lohnkampf der Bergarbeiter gegenübergestellt. In Frankreich unterliegen sich die mit der Arbeiterbewegung genau vertrauten Minister Briand und Millerand der gleichen Aufgabe als ihrer selbstverständlichen Pflicht. Bei uns hat man es allzuoft zu schämen kämpfen kommen lassen, um dann in vollendeter Hilflosigkeit die Polizei und das Militär zu mobilisieren, wie es erst vor kurzem im Mansfeldischen geschah. Soll es jetzt im Baugewerbe wieder so gehen? Die Nachricht, die wir weiter unten mitteilen, scheint zu beweisen, daß diesmal die drohende Gefahr doch endlich auszuweichen gewirkt hat. Hoffentlich steht hinter den Vermittlungsversuchen der Regierung auch der rechte Geist. In jedem Falle ist jetzt der Regierung eine Gelegenheit geboten, einmal eine erfolgreiche Versuchungspolitik zu treiben und die beiden sich kampfbereit gegen-

überstehenden Heere der Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Baugewerbe zu gemeinsamer wirtschaftlicher Arbeit zusammenzuführen.

Einigungskonferenz des Innern.

Wie wir hören, hat die Regierung beschloffen, der Aufforderung, die von verschiedenen Seiten an sie ergangen ist, nachzukommen und einen Vermittlungsversuch zu unternehmen. Am Freitag wird im Reichsamt des Innern eine Konferenz stattfinden, zu welcher die autorisierten Vertreter der streikenden Parteien eingeladen worden sind. Nach unserer Information ist nicht viel Aussicht daran vorhanden, daß sich, soweit Rheinland-Westfalen in Betracht kommt, in letzter Stunde noch eine Einigung erzielen lassen wird. Dagegen erscheint in Berlin der Versuch, eine solche Einigung herbeizuführen, weniger aussichtslos.

Die „Guillotina“ im Unterhause.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

London, 6. April.
Vorige Nacht kam es im Unterhause zu Abstimmungen über die von der Regierung geforderte Anwendung der sogenannten „Guillotina“ (Abschneidung) der Verträge auf eine kurz und bestimmt bemessene Zeit gegenüber den Vetoresolutionen. Zuerst wurde über einen Gegenantrag der konservativen Opposition abgestimmt, der für die erste Resolution aller eine Debatte von einer ganzen Woche verlangte. Die Resolution erlangte dabei eine Majorität von 111 Stimmen. Die Anwendung der „Guillotina“ wurde schließlich mit einer Majorität von 84 Stimmen für alle drei Vetoresolutionen genehmigt. Die anderen Abstimmungen des Abends ergaben gleichfalls etwa 100 Stimmen Mehrheit für die Regierung; ein Teil der Nationalisten fehlte in der Sitzung.

Die Anebelung Finnlands.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Petersburg, 6. April.
Der Reichstag veröffentlichte heute ein Interpellation mit dem früheren Senator von A. M. Melin, Finnlands bedeutendsten Staatsmann, über den russischen Entwurf zur Exterritorialität Finnlands. Melin sagte: Die Geschichte kennt keine gleiche Rechtsverteilung, wie jene die Russen vom Schweden gegenüber vornehmen. Man fordert ein Eingreifen von Schweden in einer Frage, die überhaupt nur mit Finnland in Zusammenhang stehen werden kann! Auch ist die ganze Art der Durchführung des Gesetzes völlig rechtswidrig und im Widerspruch mit allen bestehenden Bestimmungen. Es ist mir unklar, daß die Russen aus Unkenntnis die Frage ganz falsch aufstellt; vielleicht wird aber die Abstimmung der Reichsversammlung sich in einen Vorkriegszustand zurückführen. Ungleich ist auch die uns gestellte Forderung; der Landtag kennt keine solchen Fristen. Auf die übrigen Ungehörlichkeiten des Entwurfs will ich nicht eingehen, doch beweisen alle Einzelheiten, daß hier ein Willkürakt oder grobe Unkenntnis vorliegt. Wie kann man auf solche Ideen verfallen, Finnländer in der Reichsrat und die Reichsversammlung wählen zu lassen? Ich bin überzeugt, daß kein einziger Finnländer eine derartige Abstimmung annehmen wird! Hierzu tritt dann die Forderung der Kommittee des Russischen, die sie bei uns nur bei den Russen findet.

Das Geheimnis von Wees-End.

Von Hermann Bahr (Dover).

Ich habe jetzt das Geheimnis von Wees-End entdeckt. Und ich habe mir dadurch jetzt endlich das Rätsel von Berlin gelöst. Ich muß zuerst sagen, was das Rätsel von Berlin ist. Es besteht darin, daß Berlin im Oktober von anderen Menschen bewohnt wird, als im März. Diese Wahrnehmung entzog den Berlinern selbst, weil der Austausch der Bevölkerung von Tag zu Tag laute geschieht, so daß es keinem empfindlich wird. Wer aber im Oktober nach Berlin kommt, einige Berliner kennen lernt, sich mit ihrer Art vertraut macht und sich ihr Wesen merkt, wird, wenn er dann ein paar Monate weg gewesen ist, im März wiederkehrt und die Freunde nun wieder findet, entsetzt sein über die Veränderung, die mit ihnen vorgegangen ist. Er erkennt sie nicht wieder. Nur ihre Namen sind diesen geblieben, aber er kann es wirklich nicht glauben, daß dies dieselben Menschen sein sollen, die er vor fünf Monaten verstanden hat. Nicht etwa bloß, weil sie die Bekanntschaft, den Charakter, ihre künstlerischen Neigungen, ihre geistigen Gemüthsheiten und ihre familiären Beziehungen ausgezehrt haben. Darauf war er gefaßt, denn es ist selbstverständlich, daß die Verwandlung geht tiefer, bis an die Leber und ins Herz. Ich kann nur sagen, daß, wenn ich im Oktober komme, meine Berliner Freunde zu den geheiligten und gestifteten Menschen auf der Welt gehören, aber im März nicht. Im März sind sie ja gerade, daß ein behagliches, sich langsam allmählich erst erwärmendes und im Verfließen noch immer wieder aufwärmendes, lange noch nachglühendes Gespräch von der guten Art unmöglich wird; sie haben keine Zeit, auch wenn sie gar nichts zu tun haben, sie vertragen keinen Widerspruch, in im März sind sie manchmal beinahe wirklich so, wie sich der Südbahnhof den Berliner vorzustellen pflegt; das ist arg. Sie machen einen besorgten Eindruck, und alles, was ihm sonst lieb und wert war, abgeworfen hat, um nur mit seinem nackten Leben davonzukommen. Und ich finde das nicht bloß bei meinen familiären Berliner Freunden, sondern noch ganz besonders ist es an den Berliner Stützen zu sehen. Ein Germanist sollte einmal den Einfluß der Jahreszeiten auf

den Berliner Stil untersuchen. Ich habe nämlich bemerkt, daß, während im Oktober das Deutsch, das in Berlin geschrieben wird, sich nicht absonderlich vom allgemeinen Deutsch der übrigen Deutschen unterscheidet, es sich später, besonders bei den berühmten eigentlichen Stützenfiguren, von Monat zu Monat immer mehr von allem Herkommen entfernt, immer gereizter wird, auch gegen die Grammatik, und sich zuletzt nur noch mit ganz wenigen ausserordentlichen Wörtern zum eigenen Gebrauch abgibt; im März ist es dann schließlich so höflich geworden, daß man alle Maße hat, die stolze Miene seiner einflussreichen Töne zu erraten. Noch schrecklicher aber ist die Berliner Verwendung im Theater. Im Oktober gibt es doch auch in Berlin noch Menschen, der sich im Theater unterhalten will und es zuziehen ist, wenn ihm von geschickten Schauspielern ein artiger Dialog, eine wirkliche Bewandlung, eine glückliche Situation vorgelegt wird. Bald aber, je früher die Lage wird, desto eine geheimnisvolle Mut gegen das Theater ausbrechen und gar im März haben Berliner Premierer dann einen wahren Puritanismus; es scheinen Versammlungen zur Ausrottung des Theaters.

Dies alles (ein Politiker könnte wahrscheinlich auch aus seiner Welt Beispiele bringen) ist doch sonderbar. Auch Hamlets Sinn wechselt ja mit dem Luffzug und wird toll bei Anordnungen. Aber daß eine ganze Stadt im März einen anderen Charakter als im Oktober hat, wie soll man sich das erklären? Ich hab's nie können. Und erst hier ist mir dieses Geheimnis der Welt aufgegangen. Zeit ist nämlich das Geheimnis der ungeschicklichen, der unglücklichen immer gelernt, das Geheimnis von Wees-End.

Bei der Arbeit gleichen sich der Berliner und der Londoner durchaus. Sie haben beide dieses fanatische, den ganzen Menschen ans Werk setzende Arbeiten, das in der übrigen Welt unbekannt ist. Aber beim richtigen Londoner (ich spreche hier natürlich überall nur von bürgerlichen Verhältnissen; von der Mittelklasse und den ihr zugehörigen Intellektuellen aufwärts) dauert das nur bis Freitag nachmittag, Freitagabend und bleibt so bis Montag früh. Freitagabend fährt er ans Meer oder in das gesunde Süderland des Golfes. Von Freitagabend bis Montag früh geht er sich selbst, alle Gedanken an die Arbeit für dann suspendiert, die ganze Maschine steht still, sechzig Stunden lang. Und diese sechzig Stunden

lang hat der Londoner seinen Stand, sein Geschäft, seine Pflicht, ich weiß nicht einmal, ob er in diesen sechzig Stunden einen einzigen Gedanken hat; er ist dann einfach von allem ledig, verfluchtend das Tier, das Mad fährt, nicht, Golf spielt und nachdem es sehr viel gegessen hat, abends in Scharen um den großen Kamin liegt, die Füße lang ausgestreckt, schmeicheln rauchend, während draußen das Meer an die weißen Klippen schlägt, über der Abend gelb über die grünen Hügel geht. Das ist es, was er Wees-End nennt. Und Jahr um Jahr entziehen jetzt, rings um London und überall am Meer, solche Wees-Ends-Hotels: Kirchen ganz gedankenlos, herrlich geliche Niststätten, das dem Geist Zeit läßt, auszudünnen und aus der Erschöpfung wieder zu sich kommen. Und Montag früh kehrt der Londoner dann zu seiner Arbeit zurück, jeden Montag so frisch ausgerichtet und so wegnüch, wie der Berliner nur im Oktober ist, wenn er von der Nordsee kommt.

Meine Frau hatte in knapp vier Wochen acht Klymmensten und eine Probe in Coventgarden gesehen und es sich so recht verdient, auch einmal Wees-End kennen zu lernen. So gingen wir in ein solches Hotel, das Guildford-Hotel in Sandwich. Sandwich ist in Kent, südlich von Ramsgate mit den weitläufigen Klippen, nördlich von Deal, wo dann an den Felsen ein wunderbarer Weg nach Dover geht; hier verjudete der blinde Goller im „Lea“ sich ins Meer zu führen. In Dover ist wieder so ein Wees-End-Hotel, das Lord Warden und eine halbe Stunde davon noch eins, The Grand Hotelstone; auf diese drei verteilen sich meine familiären Londoner Freunde jeden Freitag. Jenes Guildford steht dicht am Meer; bei Stürmen springt die Welle bis zum Balkon und die ganze Nacht hört man die Schiffe draußen dumpf im Nebel heulen. Sie war es, wie erzählt, daß Caspar Whitman betrat: die Gegend ist reich an römischen Funden, Sandsteinmarmor in Tüneland, grafit bewachsen, ganz von der Art, wie wenn man vom Strand nach Nordwyl-Binnen geht; an Soland wäre man ja hier immer erinnert, doch das soltliche Gras und die wehenden Herden. Hinter den Dünen, wohl drei englische Meilen weit, ist die alte Stadt Sandwich, die einst am Meer lag. Und dieses ganze Süggeland rings gehört drei großen Golfclubs. Golf ist eine Art Billard im Freien, mit Tennis kombiniert. Es erfordert eine große Sicherheit der Hand, Selbstbeherrschung und einen ruhigen Blick für die gegebene Situation; eigens zur Übung vieler drei englischen Hauptjugenden scheint es erfunden und ich glaube nicht, daß mau

